

Die letzte Tankstelle

Autor(en): **Heisch, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 32

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-614161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die letzte Tankstelle

Vermutlich bin ich nicht der erste, den die Feststellung, in unmittelbarer Nähe der Landesgrenze wiederholt das Schild «Letzte Tankstelle vor der Grenze» anzutreffen, schon irritiert hat. Unabhängig davon, dass eine Reihe von Tankstellen sich gegenseitig den Anspruch streitig machen, unwiderruflich die letzte zu sein, war jene Zapfsäule, die ich letztthin antraf, wirklich *das* Letzte. Ich meine damit vor allem, was ihre Funktionsweise betrifft, die natürlich dem neuesten Stand entsprach. Weitaus nützlicher als die voreilige Versicherung, die letzte zu sein, erschiene mir nämlich der Hinweis, ob die fragliche Benzinentnahmestelle automatisch oder noch von Hand bedient wird. Und ohne Zögern würde ich dem menschlichen Einfüllprozedere den Vorzug geben. Aber leider hat man den Tankwart, der einem früher die Scheiben putzte, den Ölstand sowie den Reifendruck prüfte und nebenbei mit den jüngsten Neuigkeiten über den Witterungsverlauf versorgte, sang- und klanglos aus dem Verkehr gezogen. Nur die Zöllner, auf die man nun wirklich gut und gerne verzichten könnte, sind noch immer nicht durch Automaten ersetzt worden.

Wir schulden, meine ich, den Tankwarten rückblickend unseren besonderen Dank. Um so mehr, als man mit ihren vollcomputerisierten Nachfolgern bisweilen seine liebe Not hat.

Als ich mich vor kurzem einer der erwähnten letzten Tankstellen näherte, ahnte ich noch nicht, was mir bevorstehen würde. Arglos schob ich den erforderlichen 20-Franken-Schein, den ich zum Glück bei mir trug, denn auf die Herausgabe von Wechselgeld ist die Apparatur nicht eingerichtet, in der gewünschten Richtung in den Schlitz und tippte die Nummer der Zapfsäule ein. Allerdings ohne den erwarteten Erfolg zu erzielen. Anstatt mich für den eingespäisten Betrag mit Benzin zu versorgen, schob mir der Computer den Geldschein wieder zurück. Ich versuchte mein Glück daher aufs neue, nachdem ich die Banknote zuvor mit der Handkante ein wenig geglättet hatte. Vielleicht, sagte ich mir, ist er auf Unebenheiten allergisch. Vergebliche Mühe. Der Geldschein verschwand zwar zunächst im uneinsichtigen Innern der Apparatur, kam jedoch kurz darauf, wie

von Geisterhand befördert, erneut zum Vorschein. So etwas von Eigensinn war mir noch nie begegnet. Ein Schalterbeamter zwei Minuten nach Dienstschluss hätte sich kaum abweisender gebärden können. Der Automat schien eine unüberwindliche Antipathie gegen mich zu haben. Oder hielt er mich wohl für einen Falschmünzer?

Beim zehnten Versuch sank ich zerknirscht in die Knie, umarmte die Tanksäule und bat sie flehentlich, mich nicht im Stich zu lassen und mir den dringend benötigten Treibstoff zu verabreichen. Alles umsonst! Mein Liebeswerben fand kein Gehör. Mit schnöder Verachtung wies der Computer mein Anerbieten, miteinander ins Geschäft zu kommen, zurück und schob mir den Geldschein entgegen, als strecke er mir die Zunge heraus, um mich zu verhöhnen.

Da riss mir plötzlich die Gekuld! In meiner ohnmächtigen Wut versetzte ich dem widerpenstigen Kasten einen kräftigen Fusstritt und stiess dabei ein paar derbe Beschimpfungen aus. Mit dem Erfolg, dass dem technischen Monstrum daraufhin der Zwanziger endgültig im Rachen hängenblieb und es sich mir nunmehr eingeschnappt vollends verweigerte. Das heisst: ich sah weder Geld noch Benzin. Dass man mit solchen Machenschaften in der Bilanz rasch eine ansehnliche Umsatzsteigerung erzielt, lässt sich leicht ausrechnen.

Doch zum Glück hat die Mineralölgesellschaft für solche Störfälle einen Pannendienst organisiert. In meiner Bedrängnis wandte ich mich daher in einer zwei Kilometer entfernten Telefonzelle an die angegebene Notrufnummer und erfuhr dort von einem automatischen Telefonbeantworter, dass der dafür zuständige Herr Vögeli vorübergehend nicht zu sprechen sei. Herrlich weit haben wir es gebracht, dass Computer über die Fehler von Computern völlig unzureichende Auskünfte erteilen. Die vergeblichen Versuche des Buchbinders Wanninger, mit einer kompetenten Stelle Kontakt aufzunehmen, wie sie Karl Valentin schilderte, sind ein Dreck dagegen!

Ohne mich weiter um den ausgeflogenen Herrn Vögeli zu kümmern, wandte ich mich deshalb anderntags an die zuständige Mineralölgesellschaft, der ich meine Erlebnisse mit der Zapfsäule mehrfach einlässlich schilderte – bis sie beim dafür verantwortlichen Ressortleiter endlich Gehör fanden, versteht sich. Der schien über den Hergang jedoch bereits genauestens im Bild zu sein. Seine Stimme klang sehr ernst durch den Telefonhörer. Er machte mir schwere Vorhaltungen wegen meines ungebührlichen Benehmens und geringen Respekts einem Computer gegenüber, wodurch ich mich als total dialogunfähig erwiesen habe. Am schlimmsten aber

wiege die Tatsache, dass ich ihn mit Füßen getreten und einen «Dubel» geheissen habe. Solche Vergehen würden im allgemeinen mit einem Eintrag im zentralen Computer-Beleidigungsregister bestraft und auf Lebzeiten nicht wieder gelöscht. Was das bedeutete, könnte ich mir ja wohl selbst ausmalen: Bei sämtlichen Computern im europäischen Datenverbund wäre ich fortan geächtet und zur Unperson abgestempelt. Man wolle jedoch noch einmal von Sanktionen gegen mich absehen, falls ich mich bereit erklärte, mich schriftlich für dieses Vergehen bei ihm zu entschuldigen, was ich hoch und heilig zu tun versprach.

«Wissen Sie», belehrte mich das Energiebündel von einer Führungskraft am Ende unserer Unterredung, «wenn Sie gescheit gewesen wären, hätten Sie es mit einer anderen Banknote nochmals versucht.»

Damit hat er zweifellos recht. Wenn ich nur ein bisschen mehr Grips hätte, wäre ich Manager auf dem lukrativen Sektor der Energieversorgung geworden. Aber unsereiner würde sich ja schon damit begnügen, mit einem Computer einen anständigen Dialog führen zu können. Da soll noch einer sagen, in unserer technisch perfekten Welt gebe es keine Freiräume für Abenteuer mehr.

Strichcode – jetzt auch für Waldwege?

Photo: pin

